

Oliver Buslau, 1962 geboren, lebt in Bergisch Gladbach und ist seit 1994 freier Autor, Redakteur und Journalist. Er ist Gründer, Chefredakteur und Mitherausgeber der Zeitschrift »TextArt – Magazin für Kreatives Schreiben«. Im Emons Verlag erschienen bisher sieben Kriminalromane um den Privatdetektiv Remigius Rott: »Die Tote vom Johannisberg«, »Flammentod«, »Rott sieht Rot«, »Bergisch Samba«, »Bei Interview Mord«, »Neandermord« und »Altenberger Requiem«. Außerdem die Rheintal Krimis »Schängels Schatten« und »Das Gift der Engel« sowie der Fantasy-Roman »Der Vampir von Melaten«. Darüber hinaus schrieb Oliver Buslau den Thriller »Die fünfte Passion«, der ins Italienische übersetzt wurde.

www.oliverbuslau.de

www.remigiusrott.de

OLIVER BUSLAU

Schatten über Sanssouci

HISTORISCHER KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman, und die darin geschilderte Handlung ist frei erfunden. Etliche auftretende Figuren sind historisch belegt. Über sie und die von ihnen ausgehenden Inspirationen zur Handlung informiert ein Abschnitt am Ende des Buches.

emons:

Ich liebe den Verrat, aber ich hasse den Verräter.

Friedrich II., König von Preußen

*Die Natur hat uns einzig und allein dazu geschaffen,
glücklich zu sein.*

Julien Offray de La Mettrie,
Philosoph und Kammerherr des Königs von Preußen



© Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2011
ISBN 978-3-89705-854-5
Historischer Kriminalroman
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von Emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Die La-Mettrie-Zitate auf den Seiten 142, 223 und 224 stammen aus: La Mettrie, Julien Offray de: Über das Glück oder Das höchste Gut (»Anti-Seneca«). Herausgegeben und eingeleitet von Bernd A. Laska. Aus dem Französischen übersetzt von Bernd A. Laska unter Mitwirkung von Gertraud Busse. LSR-Verlag, 2004 (2. Auflage)

Das zitierte Motto von La Mettrie stammt aus: La Mettrie, Julien Offray de: Der Mensch eine Maschine. Deutsch von Theodor Lücke. Stuttgart 2001.

Die zitierten Abschnitte aus dem Roman »Thérèse philosophique« des Marquis d'Argens folgen der deutschen Übersetzung von Heinrich Conrad (erschienen 1908). Sie ist unter dem Titel »Die philosophische Therese« in der digitalen Bibliothek www.zeno.org zu finden.

Prolog

Potsdam, 7. Mai 1747

Die Musik begann, und für Andreas war es, als falle alles von ihm ab, was ihm tagtäglich Qual bereitete.

Der stupide Dienst in den Räumen des Königs. Das stundenlange Stehen. Das Gefühl, ein Nichts zu sein – oder nur ein Ding. Nicht mehr als einer von den damastbezogenen Stühlen. Nicht mehr als das Geschirr, in dem man Seiner Majestät den Kaffee reichte. Ein Spiegel. Ein Tablett. Manchmal kam es Andreas vor, als erstarrte er innerlich, wenn er regungslos an einer der Wände der königlichen Gemächer auf eine Aufgabe wartete. Doch jetzt, als hinter der reich verzierten Tür die Instrumente einsetzten, war es, als löse sich all das Versteinerte in ihm.

Eine Melodie wie eine lange Weinranke schwang sich durch die Räume. Zerbrechlich und edel, fein und kostbar. Er schloss die Augen und vergaß den Zierrat des Schlosses, der ihn umgab. All die goldenen Schnörkel, die Stuckornamente und bemalten Flächen. Sie waren hohl und brüchig. Nur die Musik war echt und wahr. Ein Umhang aus Klang, der ihn schützte.

Etwas riss Andreas aus seinem selbstvergessenen Lauschen.

Der Flötist hinter der Tür hatte noch nichts bemerkt. Er streute weiter seine heiteren, vielleicht vom Frühling draußen inspirierten Töne in die Welt, während sich aus den weitläufigen Zimmerfluchten Schritte näherten.

Andreas versuchte, die Musik festzuhalten und die immer lauter werdenden Tritte auszublenden, doch dann waren sie so nah, dass er die Augen öffnen musste.

Es waren zwei Männer. Schröder, der alte Lakai, und dahinter ein stämmiger alter Mann in Reisekleidung. Schröder übergab Andreas wortlos ein Silbertablett, auf dem ein zusammengefalteter Zettel lag. Eine Nachricht für den König.

Andreas wandte sich der Tür zu und zögerte. Er würde das Konzert stören müssen.

Am liebsten hätte er gewartet, bis das Stück zu Ende war. Hinter ihm räusperte Schröder sich. Der unbekannte Gast atmete schwer.

Er hatte wohl eine lange Reise hinter sich, denn auf seinem Mantel lag der helle Staub der brandenburgischen Straßen.

Andreas musste gehorchen. Er drückte die Klinke hinunter und betrat den Raum, in dem hell Kerzen brannten. Da stand in blauem Rock, Stiefeln und mit Dreispitz auf dem Kopf Seine Majestät, umgeben von den in ihr Spiel vertieften Musikern. Die glatten gestromten Leiber der königlichen Hunde lagen in der Ecke. Eines der Tiere sah hoch, als erwarte es, dass sein Herr das Instrument wieder an die Lippen führte und weiterspielte. Die Bögen der Geigen fuhren auf und nieder, und jetzt setzte der König gerade die Flöte an, weil sein Einsatz kam. Da bemerkte er Andreas.

Die Musik brach ab. Die eintretende Stille schmerzte Andreas geradezu. Seine Majestät nahm das Blatt vom Silbertablett und faltete es auseinander.

Andreas zog sich zurück. Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte und auf seinen Platz vor dem Konzertzimmer zurückgekehrt war, sprach der König drinnen ein paar unverständliche Worte. Kurz darauf wurde die Tür wieder geöffnet, Seine Majestät trat mit schwerem Schritt heraus und wandte sich an den Ankömmling in Reisekleidung, der allein wartete. Schröder war bereits gegangen.

Der alte Mann senkte das von einer schweren Perücke bedeckte Haupt vor dem König, der ihn gleich in das Konzertzimmer bat. Beide verschwanden hinter der Tür. Andreas wagte es, sich den Schweiß aus dem Gesicht zu wischen.

Auch er trug zur Livree der Lakaien eine Perücke. Unter der Schicht aus künstlichen Haaren juckte es heftig, aber natürlich war es verboten, den Kopfputz abzunehmen.

Er konzentrierte sich auf die Stimmen, die aus dem Zimmer hinter der Tür drangen. Andreas konnte nicht verstehen, was gesprochen wurde.

Nach und nach wurde es leiser. Dann erklang ein weicher, schlanker Ton. Und noch einer. Immerhin setzte man die Musik fort – wenn auch nur am Klavier.

Der Ankömmling musste ein Musiker sein. Einer, der von weit her an den Potsdamer Hof gekommen war.

Leise schritt eine Melodie eine Weile dahin. Jetzt sprach der König. Er schien dem Spiel Einhalt zu gebieten, und es brach ab.

Andreas beobachtete, wie die Dämmerung zunahm. Hinter dem

großen Fenster verschluckte sie nach und nach die Dächer der Stadt. Immer noch wurde im Konzertzimmer gesprochen. Dazwischen waren die Geräusche zu hören, die aus den Gassen in der Nähe des Stadtschlosses heraufdrangen. Das Quietschen von Kutschen. Pferdegetrappel. Das ferne Abendläuten einer Kirche. Ab und zu der gebellte Befehl eines Offiziers der Schlosswache.

Entschieden und überraschend laut schlug nun jemand im Konzertraum auf dem Klavier Töne an. Es war eine feste, klare Folge von Noten. Andreas zuckte vor Schreck zusammen, beruhigte sich jedoch gleich wieder, denn die Melodie faszinierte ihn. Das war etwas anderes als die Flötenkonzerte. Die Töne stiegen auf wie Stufen einer Treppe. Langsam, fast bedächtig, aber felsensfest wie ein Fundament, das bereits ein imposantes Gebäude erahnen ließ. Streng und hart. In Stein gehauen.

Unerwartet sprang die Linie in die Tiefe, schien einen Moment Kraft zu sammeln, um dann den Tonraum weiter auszufüllen. Fest wie Granit, erzeugte sie in Andreas ein Bild von der gezackten Linie eines mächtigen Gebirges vor blankem Himmel. Eine zweite Stimme flocht sich ein, eine dritte. In engen Verzahnungen schritt die Musik voran, immer reicher wuchsen die Harmonien, als errichte der Klavierspieler auf dem Felsenrund seines Themas eine gewaltige Kathedrale.

Niemand anders als der Fremde spielte diese Musik. In seinen zwei Dienstjahren am Potsdamer Hofe hatte Andreas niemals so etwas vernommen.

Das majestätische Thema wanderte weiter, zog immer neue Stimmen und Harmonien mit sich – wie eine Offenbarung, eine alte, Ehrfurcht einflößende Prophezeiung. Wieder und wieder tauchte in dem Geflecht das ursprüngliche Thema auf, dessen Noten Andreas aus alter Gewohnheit zählte. Er kam auf einundzwanzig. Als die Musik verklang, hatte es sich tief in sein Bewusstsein gegraben.

Und noch spät in der Nacht, als er in der Dienerkammer auf seinem Lager ruhte, pendelten die Töne in seinem inneren Ohr dahin wie ferne Glockenschläge.

Der Morgen graute, und Andreas hatte kaum Schlaf gefunden. Als der Weckruf kam, tönte ihm immer noch die strenge Melodie in den Ohren. Schmerzlich wurde ihm klar, dass ihm die Konzerte des Königs nicht mehr genügen würden.

Der Fremde hatte die wahre Musik nach Potsdam gebracht.

Potsdam, ein Jahr später

Das leise Kratzen war das einzige Geräusch in der nächtlichen Schreibstube, in der Johann Joachim Quantz, königlicher Musiklehrer und Kammermusiker, die Feder über das Notenpapier führte.

Von der Nikolaikirche hatte es Mitternacht geschlagen. Wie jede Stunde hatte das Glockenspiel der Garnisonkirche fast gleichzeitig seine Melodien in den Himmel geschickt. Um diese Zeit waren in der Stadt nur noch die Patrouillen der Wache unterwegs.

In Quantz' Haus am Potsdamer Kanal herrschte Stille. Im Erdgeschoss waren – ganz nach der Bürgerpflicht – zwei Soldaten des Leibregiments einquartiert, deren Schnarchen manchmal heraufdrang. Doch heute war nichts von ihnen zu hören, und Quantz konnte sich auf das konzentrieren, was er in seinem Inneren erlauschte: den Beginn einer heiteren, unbeschwerten Flötenmelodie, ein Thema für den ersten Satz eines neuen Konzerts. Die beiden anderen Teile – ein ausgedehntes, gesangliches Arioso und ein flottes Finale – hatte er bereits seit Tagen fertig. Den König würden diese Sätze erfreuen, aber ein Konzert war nichts ohne einen guten Beginn.

Schon beim Abendessen war Quantz diese Melodie in den Sinn gekommen – ein wenig pompös vielleicht, aber trotzdem lebhaft und vorandrängend. Elegant und doch voller Elan und Geist.

Leider war sie ihm wieder entfallen, als er in seinem Arbeitszimmer stand. Die Noten, die er, ein Stück kalten Braten im Mund, deutlich in seinem Inneren gehört und vor seinem geistigen Auge auf dem imaginären Notenpapier gesehen hatte, waren wie weggeblasen. Sie hatten sich verflüchtigt wie eine beleidigte Diva. Als habe es sie nie gegeben.

Quantz legte die Feder hin und wischte sich die von Tinte befleckten Finger ab. Seine innere Stimme, die genauso klang wie das schneidende böhmische Organ seines alten Lehrers Zelenka, erhob Einspruch.

Das soll ein Konzert werden?

Diese banalen Noten?

Du schreibst für einen König und nicht für eine Bauernkapelle.

Du willst ein Kammerkomponist sein?

Und du kannst dir noch nicht mal eine einfache Melodie merken, die du dir selbst ausgedacht hast. Du bist nicht würdig, das hohe Amt des königlichen Compositeurs zu bekleiden, wenn du dich bei jedem neuen Werk anstellst wie ein blutjunger Anfänger ...

Er wandte sich von dem Pult ab. Die Dielen knarnten, als er die wenigen Schritte zum Schrank zurücklegte, wo er die Kopien seiner bisherigen Werke aufbewahrte.

Wie viele Konzerte hatte er bisher geschrieben? Es mussten mehr als zweihundert sein. Musik für einen König, der die Musik liebte, selbst die Flöte spielte und sogar komponierte. Wenn auch ziemlich stümperhaft.

Und der deswegen auf Quantz' Hilfe angewiesen war.

Quantz hatte Friedrich zu einem ordentlichen Flötisten gemacht, und er war verantwortlich für die Musik, die in den königlichen Kammerkonzerten erklang. Und wenn Seiner Majestät eine Idee für ein Musikstück kam, war Quantz es, der sie ausarbeitete und dem König so zur Freude an künstlerischem Schaffen verhalf.

Welch ein Glück, dass Seine Majestät anders als andere Monarchen wenig Sinn für kompliziertes Hofzeremoniell besaß. Dass er die Jagd – eigentlich das typische Vergnügen des männlichen Adels – hasste. Dass er stattdessen den schönen Künsten zugetan war und Quantz brauchte. Auch wenn Quantz nicht mehr der Jüngste war und er die meisten anderen Hofmusiker – den jungen Bach, Graun, Benda – ein bis zwei Jahrzehnte an Lebenszeit übertraf.

Er wollte gerade den Schrank öffnen, um sich wenigstens am Anblick seiner Werke zu ergötzen, da hörte er ein Geräusch. Ein leises Trommeln klang vom Fenster her.

Quantz übersetzte es sofort in einen Rhythmus. Vier Sechzehntel und ein Viertel. Gar keine schlechte Idee. Daraus konnte man etwas machen. Es klang kokett, grazil. Ein schönes geschnörkeltes Motiv.

Er wandte sich um.

Hinter der Fensterscheibe schälte sich etwas aus der Dunkelheit. Eine weiße Hand mit langen Fingern. Ein Gesicht.

Quantz' Herz setzte vor Schreck einen Moment aus. Dann erkannte er Andreas, den stummen Lakai. Er musste wieder einmal an

einem der Bäume emporgeklettert sein. An einer der Linden, die entlang des Kanals wuchsen und deren Krone seitlich in die Fassade des Gebäudes ragte ...

Andreas' längliche Züge mit den traurigen dunklen Augen verzogen sich, als er pantomimisch eine Flöte an den Mund führte und mit der linken Hand eine Bewegung machte, als würde er darauf spielen. Mit der anderen hielt er sich am Baum fest.

»Kerl, willst du dir den Hals brechen?«, rief Quantz, als er das Fenster geöffnet hatte. Der Lakai kletterte mühsam herein. Seine helle Livree war verschmutzt, die Perücke, die schief auf seinem Kopf saß, war auch nicht mehr ganz weiß.

In letzter Zeit hatte er Quantz öfter besucht, allerdings tagsüber, wenn Andreas Botengänge erledigte. Es war ein Rätsel, wie er zu dieser Stunde überhaupt in die Stadt gekommen war. Bei Einbruch der Dunkelheit wurden die Stadttore geschlossen. Sanssouci, wo Andreas seinen Dienst versah, lag außerhalb von Potsdam.

Aber dieser Mensch war eben merkwürdig. Niemand hatte ihn je sprechen hören. Doch im Dienst galt er als mustergültig. Er tat alles, was man von ihm verlangte, mit großer Genauigkeit.

»Was willst du hier?«

Andreas blickte ihm nicht in die Augen und bewegte sich seltsam schlaksig durch den Raum.

Unruhe erfasste Quantz. Er konnte den Jungen nicht gebrauchen. Er musste arbeiten. Außerdem hatte Andreas nicht hier, sondern bei seinem Dienst oder in der Dienerkammer zu sein.

»Du bist von einem Gang in die Stadt nicht ins Schloss zurückgekehrt«, stellte Quantz fest. »Du willst doch nicht etwa hier übernachten?«

Andreas verzog den Mund, schwieg aber, wie es seine Art war. Man konnte ihm ansehen, dass er sehr gut verstand, was man ihm sagte. Er lief unschlüssig in der Stube herum und blieb schließlich vor dem Pult stehen.

Im ersten Impuls wollte Quantz ihn zurückpfeifen, doch dann besann er sich darauf, dass in Andreas kleine Wunder steckten. Man musste ihm nur Zeit geben, sich in eine Sache hineinzufinden, und ihm gelangen die seltsamsten Dinge. Bei seinem letzten Besuch hatte er in unglaublicher Geschwindigkeit Sophies Restgeld gezählt, nachdem sie vom Markt zurückgekommen war. Kaum hatte er die

Münzen in die Hand genommen, da hatten seine Finger die richtige Summe auf den Tisch gemalt.

Ein andermal hatte er es sogar geschafft, Quantz beim Komponieren zu helfen. Es war nicht herauszufinden, wie er darauf gekommen war, aber er hatte begriffen, dass man aus zufälligen Kombinationen von Noten die schönsten Melodien erfinden konnte.

Quantz war diese seltsame Fähigkeit klar geworden, als Andreas ein Stück Notenpapier in die Finger bekam, auf dem noch etwas Platz war und das Sophie eigentlich zum Feuermachen in die Kiste neben den Ofen gelegt hatte.

Wie besessen hatte Andreas vier, fünf Töne in immer anderer Reihenfolge aufgeschrieben, seine Arbeit auffordernd hingehalten, bis Quantz eingefallen war, es auf dem Cembalo im Arbeitszimmer zu spielen. Voller Freude über das Ergebnis war der Lakai im Zimmer herumgetanzt. Und Quantz erkannte, dass diese Art des Melodien-erfindens sehr inspirierend war.

»Willst du wissen, wie das hier klingt?«, fragte er und deutete auf das Thema, über dem er seit Stunden grübelte und das einfach nicht in die herrliche Form kommen wollte, die ihm beim Abendessen vorgeschwebt hatte.

Andreas schien ihn nicht gehört zu haben. Er hatte schon zur Feder gegriffen. Akkurat tauchte er sie in das Tintenfass und ließ sie über dem Papier schweben, als müsse er einen Moment überlegen.

Quantz verließ die Hoffnung, dass ihm Andreas mit seinem seltsamen Hang zur Kombinatorik bei dem Konzert weiterhelfen könnte. Jetzt wirkte er, als wolle er den Kammerkomponisten des Königs nur nachahmen. Er hatte wahrscheinlich Quantz vom Fenster aus schon eine ganze Weile beobachtet und imitierte nun seine Gesten. Seine Arbeit an dem Stehpult. Quantz benutzte es, seit ihn zwischen Hüfte und Schulterblättern gelegentlich heftige Schmerzen heimsuchten.

Andreas wandte sich um und lächelte.

Er war vielleicht wirklich nur ein Idiot. Ein Idiot, in dem ein Talent schlummerte, wenn er bei Verstand wäre. Doch nun hing die Begabung unbenutzbar im leeren Raum – ohne Anleitung der Vernunft.

Mitleid erfasste Quantz. Am besten, er übergab den Jungen der Wache. Wenn man sich nachts auf die schnurgeraden Straßen von Potsdam wagte, traf man unweigerlich innerhalb von Minuten eine

der Patrouillen, die nach einem festen System die Stadt durchschritten. Nur Andreas gelang es offenbar, ihnen zu entgehen. Hoffentlich wurde er nicht zu streng bestraft.

Quantz ging ans Instrument, um Andreas das missglückte Thema vorzuspielen. Seine Hand lag schon auf den Tasten, und in seinem Rücken meldete sich der altbekannte Schmerz, da begann die Feder zu kratzen.

Quantz richtete sich auf. Andreas schrieb konzentriert etwas auf das Notenpapier. Neugierig kam Quantz näher.

Es war nicht sein Thema, das da stand, es war ... Das war unmöglich. Das konnte nicht sein!

»Was schreibst du da?« Eine dumme Frage, denn er wusste es ja.

Andreas wirkte, als habe man ihn gewaltsam aus einem Traum aufgeweckt. Er sah Quantz böse an und bedeckte mit der Hand, was er geschrieben hatte.

»Woher kennst du das?«

Und wieso war Andreas in der Lage, fehlerfrei Noten aufzuschreiben, die zuletzt vor einem Jahr erklungen waren? Doch da hatte sich Andreas von dem Pult gelöst. Quantz kam näher, während der Junge, das Blatt festhaltend, zum Fenster zurückwich.

»Gib mir das«, sagte Quantz.

Andreas' schwarze Augen fixierten ihn. Er griff nach dem Zettel, doch Andreas zog ihn weg, langte nach hinten und öffnete mit über-raschender Geschicklichkeit das Fenster.

Er wird sich hinausstürzen, dachte Quantz.

Er packte Andreas am Arm und entriss ihm das Blatt.

Dann spielte ihm seine Neugierde einen Streich. Er wollte prüfen, ob er richtig erkannt hatte, was da stand, und hielt das Papier kurz ins Licht.

Schnell wie ein wildes Tier war Andreas über die Fensterbank geklettert. Laub raschelte. Ein Ast krachte.

Quantz blickte hinaus, nach unten, wo sich im matten Licht einer Öllampe auf der Straße das schwarze Wasser des Kanals spiegelte. Andreas' Gestalt tauchte im Lichtkegel auf, dann war sie verschwunden. Seine Schritte verhallten.

Quantz lief zur Tür seiner Stube. Viel zu lange dauerte es, bis er die Treppen hinuntergepoltert war und im dunklen Flur den Schlüssel vom Haken genommen hatte.